

**Zeitschrift:** Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

**Herausgeber:** Historischer Verein Zentralschweiz

**Band:** 121 (1968)

**Artikel:** Zur Geschichte der Zisterzienserabtei St. Urban im 18. und 19. Jahrhundert 1700-1848

**Autor:** Wicki, Hans

**Kapitel:** IV: In den Wirren der Revolutionsjahre

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118595>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

fen<sup>42</sup>. Daraus muß man schließen, daß Abt Glutz schon vor der Revolution, wenigstens bei einem Teil seiner Konventualen, nicht besonders beliebt und geachtet war. Auch hierin unterscheidet er sich von Abt Benedikt Pfyffer, der bei allen Mitbrüdern in höchstem Ansehen stand. Man darf also für die letzten zwei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in der Geschichte St. Urbans mit Recht von einer schleichenden Krise sprechen. Diese war umso bedauerlicher, als mit dem Einmarsch der Franzosen (1798) für St. Urban, wie für alle Klöster der Schweiz, eine schwere Zeit begann, in der Abt Karl Amros Glutz sein Gotteshaus im Stiche ließ und nach dem zweifelhaften Vorbild der französischen Prälaten das Heil im Ausland suchte.

## IV

### IN DEN WIRREN DER REVOLUTIONSJAHRE

1789 brach mit der Französischen Revolution eine neue Epoche der europäischen Geschichte an. Der dritte Stand der Bürger und Bauern befreite sich aus seiner jahrhundertelangen politischen und gesellschaftlichen Unmündigkeit. Der Gedanke der Volkssouveränität löste die Idee des Gottesgnadentums ab. Die von der Revolution entbundenen Energien drängten über die nationalen Grenzen hinaus zu weltweiter Expansion. Auch in den meisten eidgenössischen Orten herrschten im 18. Jahrhundert ähnliche Verhältnisse wie im feudalistischen Frankreich. Vor allem in den aristokratischen Stadtstaaten hatte sich so viel Gärstoff angesammelt, daß sich die alte Ordnung auch ohne die französischen Bajonette wohl nicht mehr lange hätte halten können. In den unteren Volksschichten und in den Untertanengebieten war die Hoffnung auf persönliche Freiheit und politische Gleichheit neu erwacht.

Die Revolution in Frankreich nahm immer radikalere Formen an; ein Flüchtlingsstrom ehemaliger geistlicher und weltlicher Würdenträger begann sich über unser Land zu ergießen. St. Urban öffnete ihnen weit seine gastlichen Tore. Als Ende 1792 französische Trup-

<sup>42</sup> a. a. O., Briefe des Abtes Karl Ambros, 16. Aug. und 15. Nov. 1801.

pen in Pruntrut einrückten und das von inneren Krisen durchwühlte Fürstbistum Basel besetzten, wurde das bischöfliche Archiv nach St. Urban in Sicherheit gebracht. Von 1794 bis 1797 fand auch der flüchtige Fürstbischof daselbst ein Asyl<sup>1</sup>. Vielen Hunderten von Flüchtlingen hat die Abtei in diesen Jahren ihre Unterstützung zu teil werden lassen. Großherzigkeit und Freigebigkeit gegen «die Heiligen der Zeit» war für den Abt eine Ehrenpflicht<sup>2</sup>. Prälat Glutz haßte die Revolution, welche «die von Gott bestellte Autorität untergrabe» und «die geheiligte Einheit von Thron und Altar frevlerisch umstürze»<sup>3</sup>. Er warnte seine Brüder vor den «trägerischen Ideen der Freiheit und Gleichheit» und wurde nicht müde, die Greuel des Umsturzes in den schwärzesten Farben zu malen, während ihm die vorrevolutionären Verhältnisse in Kirche und Staat als unvergängliches Ideal vorschwebten. Karl Ambros Glutz war geblendet von der äußeren Fassade des vorrevolutionären Frankreich, so daß sein Blick nicht bis zu den eigentlichen tieferen Ursachen der Revolution vorzudringen vermochte<sup>4</sup>. Aber nicht alle Konventionalen teilten die Mei-

<sup>1</sup> Cod. 509, Korrespondenzen 1794—1800.

<sup>2</sup> Cod. 754, Kapitels-Reden, 1. Adventsonntag 1793: Keine «eitle und irdische Furcht vor eigenem Brodmangel» soll unser Herz und unsere Hand «gegen die Heiligen dieser Zeit» verschließen.

<sup>3</sup> Cod. 754, 1. Fastensonntag 1792.

<sup>4</sup> Cod. 754, 1. Adventsonntag 1794.

«Bis auf die unseligen Jahre der Revolution war wohl auf dem Erdboden eine glücklichere Nation als jene des benachbarten Frankreichs? Welch in allen Provinzen ausgebreiteter Wohlstand! Welche gleichsam unerschöpflichen Quellen, jedem Bedürfnis zu begegnen! Welch vielfältige und zum Theile unnachahmliche Fabricaturen, welch herrliche und unzählbare Etablissements! Welche große und königliche Stiftungen für jede Classe der Einwohner: für Edle, für Bürger, für das Militär, für den Clerus, für alle hohe und niedrige Wissenschaften, für Handelsleute, für Künstler, für Handwerksleute, für Große und Kleine, für Fremde und Einheimische! Welche Vorzüglichkeit in ihren Sitten, welch angenehme und einschmeichelnde Gewandtheit im Umgang, welch herrschender Anstand in ihrer Lebensart! Welche Niedlichkeit in Speis und Trank! Welche Bequemlichkeit in ihren Wohnungen, welcher Reichtum und Pracht in ihren Städten, welche Stärke in ihren Vestungen und Meerporten! Welcher Glanz an ihren Fürsten und Großen, welcher Pomp an ihrem Throne!... Welche Flüssigkeit und Rundung der französischen Sprache, welche Gewandtheit und Zärtlichkeit in ihren Ausdrücken, alles, was Witz und Verstand hat, leicht und geschwind zu sagen, die abstraktesten Ideen aufzuklären und bis zur Empfänglichkeit des gemeinen Volkes herabzustimmen! Ich würde weder Zeit genug

nung ihres Vorstehers. In der Kapitelsrede zum ersten Fastensonntag 1795 mußte der Abt allen Ernstes zu brüderlicher Liebe und Versöhnlichkeit mahnen: «Möge man recht bald gewahren, der Friede, den nur Gott geben kann, sey bei uns eingekehrt, die Gemüther, die getrennt waren, seyen wieder im Herrn vereinigt, man habe sich wechselseitig die Hände gegeben, das Murren und Klagen habe aufgehört, man verlange die Gesinnung und Denkesart des Abtes allein zur Richtschnur zu nehmen»<sup>5</sup>.

Als die französischen Revolutionstruppen zu Anfang 1798 sich den Schweizergrenzen näherten, griff die Rebellion auf die oberaargauischen Lehensbauern von St. Urban über. Besonders in Roggwil und Steckholz herrschte «verlorener kostspieliger Prozesse wegen» großer Unmut gegen die Abtei. Aber auch die Langenthaler standen im Ruf, französische Grundsätze zu vertreten und einen Umsturz der alten Ordnung herbeizuwünschen. Schimpfreden gegen das Kloster wurden laut. Der Abt sei ein ungerechter Pfaff, der die Bauern ihrer Rechte beraube. Wenn man seiner habhaft werde, komme er nicht lebendig davon. Als am 20. Januar 1798 Basel als erste Schweizer Stadt die Untertanenverhältnisse beseitigte, und die Gleichheit der Rechte proklamierte, verbreitete sich das Gerücht, die Roggwiler planten einen Anschlag auf St. Urban. Man habe verlauten lassen, wenn die Revolution in Basel Erfolg habe, sollten keine vier Wochen vergehen, bis man in St. Urban die Lehenbriefe mit Gewalt abhole und das Kloster in Flammen aufgehen lasse. Der Abt ließ die Wachen verstärken und suchte bei «der ihm durch Verträge besonders verpflichteten Gemeinde Pfaffnau» um Mannschaft nach; «ganz willig und geneigt» wurden ihm 24 Mann und ein Wachtmeister zur Verfügung gestellt. Als die Oberaargauer bald darauf zum Schutze Berns unter die Waffen gerufen wurden, weigerten sie sich zu mar-

noch Worte genug ausfinden, um aller ihrer Vorzüglichkeiten vor so vielen, ja allen Nationen zu erwähnen. Aber vorübergehen kann ich nicht, daß selbst die heilige Kirche sich ehmals rühmen konnte, da in diesem Lande von den allerchristlichsten Königen und von dem aufgeklärtesten, gelehrtesten, arbeitsamsten und erbaulichsten Clerus unterstützt und verherrlicht worden zu sein. Mit einem Worte: alles war da auf einem Grade des Wohlstands, des Reichtums, der Stärke, der Wissenschaft und selbst der Tugend gebracht, darüber die übrigen Nationen sie hochschätzen und beneiden mußten».

<sup>5</sup> Cod. 754.

schieren. Schon anfangs Februar pflanzten die Roggwiler einen Freiheitsbaum auf, während St. Urban unbehelligt blieb<sup>6</sup>.

Eine Woche nachdem in Basel das alte Regime gefallen war, rückten französische Truppen ins Waadtland ein. Am 31. Januar dankte in Luzern die aristokratische Regierung im Namen der «unveräußerlichen Menschenrechte» ab und berief Abgeordnete vom Lande, um über eine neue, demokratische Verfassung zu beraten. Die Kunde davon löste in St. Urban Bestürzung aus. Abt und Konvent konnten es nicht begreifen, daß die gnädigen Herren zugunsten von Bürgerschaft und Volk auf ihr Gottesgnadentum verzichtet hatten. Sie betrachteten diesen Schritt als ein größeres Unglück als je eines das Vaterland bedroht habe. Der Abt mahnte die Regierung, das Amt, «in das sie von Gott eingesetzt» sei, unter keinen Umständen aus der Hand zu geben, oder wenn es schon geschehen sei, wieder auf sich zu nehmen: «Darum beschwören wir Euer Gnaden und Herrlichkeiten durch die Liebe des theuren Vaterlands, durch alles Heilige der Religion und durch das kindliche Dankgefühl, welches wir und unzählige Untergebene für dero landesväterliche Wohlwollen, Güte und glückliche Regierung bis auf den letzten Tropfen unseres Blutes im Herzen nähren»<sup>7</sup>. Aber das Rad der Geschichte ließ sich

<sup>6</sup> Akten 29/98 C

Im Zusammenbruch der alten Ordnung sah Abt Glutz ein verdientes Strafgericht Gottes für die allgemeine Sorglosigkeit in Erziehung der Kinder, für die «Ausschweifigkeit der Jugend» in allen Städten und in so manchen Dorfschaf-ten, für die zur Mode gewordenen Eingriffe in das Kirchliche, für den Weltsinn und die Üppigkeit so vieler Geistlichen, für den Zerfall der klösterlichen Zucht, die Schlaffheit, den Müßiggang und die Sinnlichkeit so vieler Religiosen und die Vergessenheit ihrer Gelübbe, für die überhandnehmenden Kirchen- und Klo-sterapostasien, für die «ehemaligen Entheiligungen der Zwinglischen und Cal-vinischen Religion» und die «ungebundenste Freydenkerei». Abt Glutz war überzeugt, daß ein Ordensmann immer die Hochschätzung der Welt genießen würde, wenn er wirklich regeltreu lebte. Die Zahl der Klosterfeinde sei pro-portional zur Zahl der «unklösterlichen Klostergeistlichen». Es sei kein Wun-der, «daß die Fahr- und Nachlässigkeit in klösterlichen Berufspflichten eine fast allgemeine Geringachtung und Verachtung bey der Welt» nach sich gezogen habe. (Cod. 754, 1. Fastensonntag 1798 und 1. Adventsonntag 1802).

<sup>7</sup> Akten 29/98 C, gedr. K. Pfyffer 2, 3 (Anmerkung 5)

In einer Kapitelspredigt vom 1. Fastensonntag 1798 stimmte der Abt eine Art Schwanengesang auf die aristokratische Regierungsform an: Man sagt, wir wer-den die bisherige Regierung verlieren, «eine Regierung, die wegen ihrer Gelinde,

nicht rückwärtsdrehen. Selbst die Tage der altaristokratischen Hochburg Bern waren gezählt. Zwar schickten Luzern und die anderen innerschweizerischen Orte Hilfstruppen gegen die heranrückenden Franzosen, aber die Innerschweizer waren nicht gewillt, sich für die «bernischen Zöpfe und Perücken» zu schlagen. Das im Oberaargau stationierte Luzerner Regiment zog sich kampflos hinter St. Urban zurück, um einen eventuellen Einmarsch in luzernisches Gebiet abzuwehren. Als auch diese Gefahr beschworen schien, traten die Truppen am 10. März den Heimmarsch an<sup>8</sup>. In diesen kritischen Märztagen waren die im Kanton Luzern begüterten Klöster und Stifte um Geldbeiträge an die Kriegskosten angegangen worden. Während Be-romünster und Muri tief in den Säckel griffen, entschuldigte sich St. Urban mit Geldnot. Nur im äußersten Ernstfall wollte der Abt sein Silberzeug auf den Altar des Vaterlandes legen<sup>9</sup>. Er brauchte es nicht freiwillig herzugeben. In den ersten Märztagen hatten die Religiosen unter dem Druck der provisorischen Regierung Archiv, Kirchenschatz, Klosterkasse und alle Kostbarkeiten nach Luzern geflüchtet. Das Archiv gelangte wieder nach St. Urban zurück, während der Kirchenschatz und das Silberzeug zusammen mit einem Teil des Luzerner Staatsschatzes im Juni 1798 nach Frankreich weggeführt wurden<sup>10</sup>.

Am 29. März 1798 hatten alle luzernischen Urversammlungen die neue helvetische Verfassung angenommen. Fortan gehörte St. Urban zur Munizipalität Pfaffnau, der zwei st. urbanische Dienstleute, der Klosterkanzler Jost Schnyder und der Lehenbauer des Sonnhaldenhofes als Agent und Präsident vorstanden<sup>11</sup>. Erst nachdem am 8. Mai darauf alles Klosteramt als Nationalgut unter Sequester gelegt wor-

Sanftheit, Väterlichkeit und auch wegen ihrer langen Dauer und geprüften Übereinstimmung mit dem ... natürlichen oder angewöhnten Landes Caracter uns höchst verehrungswürdig war und ferner seyn sollte» ... «Wir haben vielleicht nie genug den Wert der alten Regierung zu schätzen gewußt... Nun scheint der Himmel zuzulassen, daß uns endlich dies unerkannte Gut entwische, daß wir aus dem Ruh- und Glücksstand herausfallen, den wir so wenig gesucht haben zu verdienen» (Cod. 754).

<sup>8</sup> Über diesen ruhmlosen Feldzug: *Gottfried Boesch*, Die militärische Hilfe der V alten Orte an Bern im März 1798, Gfr. 101 (1948), 300—344.

<sup>9</sup> *K. Pfyffer* 2, 14 (Anmerkung 9).

<sup>10</sup> Akten 29/90 A.

<sup>11</sup> Akten 29/90 B, Schreiben der Waisenverwaltung Pfaffnau, 26. Aug. 1820.

den war, wollten ein paar um St. Urban herum wohnende mittellose Bauern eine eigene Munizipalität St. Urban bilden und sich gegen den Willen des Klosters von Pfaffnau trennen<sup>12</sup>. Während sich im August die meisten Gemeinden des Bezirks Altishofen dem Eid auf die neue helvetische Verfassung bis zur offenen Rebellion widersetzen, fügten sich Großdietwil, Altbüron, Fischbach, St. Urban, Pfaffnau und Roggliswil ohne jedes Widerstreben<sup>13</sup>.

Die Abtei St. Urban bildete einen Hauptherd der Konterrevolution im Bereich des Oberaargaus, wo die Bevölkerung anfänglich der neuen Ordnung gewogen war. Abt Karl Ambros Glutz und der Thunstetter Schloßherr Sigmund Emanuel Hartmann<sup>14</sup> zählten zu den konsequentesten Gegnern der Helvetik. Beide machten kein Hehl aus ihrer Feindschaft gegenüber den Patrioten von Langenthal, Roggwil oder Pfaffnau. Aber auf Befehl von General Nouvion mußte auch in St. Urban ein Freiheitsbaum errichtet werden. Nach der Eroberung Berns litt der Oberaargau schwer unter den französischen Einquartierungen. Daher hielt sich mancher Gemeindeagent die ungebetenen Gäste dadurch vom Leibe, daß er sie einfach nach St. Urban dirigierte, wo die geräumigen Klostergebäude mehr Bequemlichkeit versprachen als die bescheidenen Bauten der Bauerndörfer der Umgebung<sup>15</sup>.

Im April 1798 erschien der Generalstab von Schauenburg mit einem ganzen Gefolge von Bediensteten und Pferden in der Abtei. Dann löste den ganzen Sommer hindurch eine Kompagnie die andere ab. Vom 1. Juni bis zum 24. September waren in St. Urban insgesamt 889 Offiziere, 672 Unteroffiziere, 1692 Kavalleristen, 2193 Infanteristen, 148 Weiber und 3313 Pferde untergebracht<sup>16</sup>. Klosterverwalter Schnyder beklagte sich schwer über die drückende Last, welche die Abtei auszuhalten hatte. Wenn im Kloster selbst kein Platz mehr war, mußten die fremden Truppen, die von rechtswegen in

<sup>12</sup> Akten 29/98 C, Schreiben von Verwalter Jost Schnyder an die Verwaltungskammer, 1. Sept. 1798.

<sup>13</sup> K. Pfyffer 2, 54.

<sup>14</sup> Karl H. Flatt, Sigmund Emanuel und Alfred Hartmann von Thunstetten, Festgabe Hans von Geyerz, 1967, 379—397.

<sup>15</sup> M. Jufer, Der Oberaargau in der Helvetik, Schweizerische Lehrer Zeitung 1967, 1273 ff; Akten 29/90 A.

<sup>16</sup> Akten 29/90 A.

den angrenzenden bernischen Dörfern hätten einquartiert werden sollen, in den fünf Klosterhöfen und bei den paar mittellosen Bauern in der Nähe der Abtei versorgt werden. St. Urban hat in vier Monaten für militärische Einquartierungen über 5000 Gulden aufgewendet<sup>17</sup>. Als anfangs November 1798 Luzern für ein paar Monate helvetische Hauptstadt wurde, wanderte aus den leer stehenden, reich ausgestatteten Abteiräumen kostbares Mobiliar nach Luzern, um den Büros des Direktoriums jene vornehm-repräsentative Note zu geben, ohne die auch der nüchterne Republikanismus nicht auszukommen schien. Im zweiten Koalitionskrieg wurde die Schweiz 1799 zum Kriegsschauplatz im Kampf zwischen dem legitimistischen Europa und dem revolutionären Frankreich. Da begann für St. Urban eine neue Welle von Einquartierungen. Für kurze Zeit beherbergte die Abtei das helvetische Lazarett; etwa 140 Verwundete wurden hier gepflegt. Aber schon anfangs September 1799 mußte das Armeespital dem helvetischen Artilleriepark weichen. Das sogenannte Frauenhaus wurde auf Kosten der Nation zur Kaserne für 600 Kanoniere umgebaut. Die Offiziere waren in den Klosterräumen einquartiert, wo auch die notwendigen Theoriesäle hergerichtet wurden. Als am 16. Juli 1800 die Artillerieschule nach Bern übersiedelte, war die Abtei schwer mitgenommen. Die Vorräte an Baumaterial waren aufgezehrt, der Umbau des Frauenhauses zur Kaserne blieb unvollendet und zu nichts Rechtem mehr brauchbar. Die Werkstätten des Klosters waren ausgeplündert, ihre Einrichtungen verdorben<sup>18</sup>.

Verwalter Schnyder tat alles, um in diesen wirrevollen Zeiten die Interessen der Abtei zu wahren. Er mußte sich nach allen Seiten zur Wehr setzen, denn nicht nur die benachbarten Berner Dörfer suchten sich möglichst auf Kosten St. Urbans zu entlasten, auch die umliegenden Luzerner Gemeinden schanzten dem begüterten Kloster alles zu, um sich schadlos zu halten<sup>19</sup>. In den ersten Märztagen 1798, als französische Truppen die Gemeinden am Bielersee mit der Stadt Biel besetzten, wurde das herrlich gelegene Rebgut des Klosters zu Convalet von den Bewohnern von Alfermé und Tüscherz sowie

<sup>17</sup> Akten 29/98 C.

<sup>18</sup> Akten 29/90 A; Cod. 672—674, Rechnungsbücher über die helvetischen Einquartierungen.

<sup>19</sup> Cod. 509.

einheimischem und fremdem Militär vollständig ausgeplündert. Im stattlichen Landhaus, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts neu erbaut und mit trefflichem Hausrat ausgestattet worden war, blieben nur drei Türen und ein Schrank unberührt. Die Hauptplünderer mußten später gerichtlich veranlaßt werden, das Raubgut zurückzuerstatten<sup>20</sup>.

Als im Mai 1798 durch ein Dekret der helvetischen Behörden die Klostergüter unter Arrest gestellt wurden, versiegten vorübergehend alle Einkünfte aus den außerkantonalen Besitzungen. Der Schaffner des Distrikts Langenthal wurde unter strengster Strafandrohung angehalten, nichts mehr an die Klöster und deren Beamten auszuliefern. Aber auch im Kanton Luzern konnten die Zinsen und Zehnten nicht mehr regelmäßig bezogen werden, da die Kanzleirechnungsbücher mit den genauen Verzeichnissen nach Luzern geflüchtet worden waren und die Rückgabe von den helvetischen Behörden verweigert wurde<sup>21</sup>. Dazu zehrten die ständigen Einquartierungen die Bargeldvorräte auf; der Fortbestand der Abtei schien ernstlich in Frage gestellt. Erst ein Gesetz vom 17. September 1798 verbürgte das Weiterleben der Klöster, wenn auch ihr Besitz Nationaleigentum blieb. Das alles bedeutete für St. Urban eine schwere Belastungsprobe, der Abt Glutz sich nicht gewachsen zeigte. Gegen den Willen des Konvents überließ er in der Morgenfrühe des 30. Mai die Abtei ihrem Schicksal und begab sich freiwillig ins Exil. Daraufhin wurde von der luzernischen Verwaltungskammer der tüchtige und der Abtei treu ergebene langjährige Klosterkanzler Jost Schnyder von Wartensee zum Verwalter der Klosterökonomie bestellt; das Kapitel, das durch die Flucht des Vorstehers entmutigt, sich nur mehr wenig um das Wohl und Wehe des Hauses kümmerte, scheint die Verordnung der helvetischen Behörden mit Zufriedenheit aufgenommen zu haben<sup>22</sup>.

Was mochte den Abt veranlaßt haben, sich der Verantwortung durch Flucht zu entziehen? Hat ihn das Beispiel der vielen französischen Flüchtlinge, denen er in seinem Haus so freigebig Gastrecht gewährt hatte, zu diesem Schritt bewogen? Schon seit Jahren hatte er

<sup>20</sup> U, Fasc Bielersee; Akten 29/92 B.

<sup>21</sup> Akten 29/98 C.

<sup>22</sup> Akten 29/98 C.

vor einem möglichen Umsturz gebangt; 1792 hatte er sogar sein Amt niederlegen wollen. Immer wieder beschwore er die Mitbrüder, sich auf die Stunde der Prüfung zu wappnen; nun schien er ihr selber nicht gewachsen. Wir wissen daß Abt Glutz ein kompromißloser Gegner des demokratischen Umsturzes war<sup>23</sup>. In den vorrevolutionären Zuständen sah er die von Gott gewollte, unabänderliche Ordnung, ohne die es für die Menschheit kein wahres Heil geben konnte. In einem langen Brief an den Abt von Salem, hat der Vorsteher von St. Urban eingehend über die Vorgeschichte seines schwer verständlichen Entscheides berichtet<sup>24</sup>.

Darnach war Abt Glutz bei den «helvetischen Jakobinern», besonders in den revolutionären Clubs von Solothurn und Luzern schon längst als «Feind der erwünschten Revolution» und als «Begünstiger der französischen Emigranten» verschrien. Er glaubte auch, die Abdankung der aristokratischen Regierung sei unter dem Druck von «Schreckensmännern», unfreiwillig erfolgt<sup>24a</sup>. Als überzeugter Anhänger des Gottesgnadentums sah er sich veranlaßt zu intervenieren. Diese nicht unbedingt sehr kluge Einmischung in den Lauf der politischen Entwicklung machte böses Blut bei der provisorischen Regierung. Als sich der Abt weigerte, die Kostbarkeiten seines Hauses in Luzern in Sicherheit zu bringen, wurde ihm das als Mißtrauen ausgelegt; man verbot ihm aufs strengste, irgend etwas außerhalb des Kan-

<sup>23</sup> 1804 hat er in einer Sammlung persönlicher Gedankensplitter geschrieben: «Ein persisches Sprichwort sagt: Staub bleibt Staub, und wenn er zum Himmel auffliegt. Ich übersetze es ins Schweizerdeutsche wie folgt: Der Bauer bleibt Bauer, und wenn er auch im schwarzen Rock als President in der obersten Rathsversammlung sitzen sollte» (Cod. 753b, Abt Ambros Glutz: Theologische, philosophische und politische Schriften).

<sup>24</sup> U. Fassc. Abt Glutz, Bericht an den Abt von Salem, 25. Juli 1798, z. T. gedr. von Th. v. Liebenau. Aus den Memoiren des Abtes Ambros Glutz von St. Urban, Vaterland, 5. Jan. 1896, 1 f.

<sup>24a</sup> Die aristokratische Regierung trat aus freien Stücken zurück. Von einem Druck der «Schreckensmänner» konnte keine Rede sein. «Das Patriziat wollte dem Volke Blutvergießen und Elend ersparen und brachte hiezu selbstlos das Opfer seiner eigenen Herrschaft und seiner Standesprivilegien. Anderseits war die Selbstaufgabe der Aristokratie doch auch ein Zeichen ihrer Unsicherheit und inneren Schwäche». Sie fühlte sich den Aufgaben der Zeit nicht mehr gewachsen. (*Eduard His*, Luzerner Verfassungsgeschichte der neueren Zeit (1798—1940), Luzern 1944, S. 11).

tons in Verwahrung zu geben. Der Abt war auch unzufrieden, daß die Hilfstruppen, die Luzern dem bedrohten Bern zusandte, ohne sich zu schlagen, nach St. Urban zurückzogen, «so oft die Gefahr näher kam». Eben in diesen Tagen, als die Abtei «mit der streitbaren Armee umringt war», kam von Luzern «die strenge Order», alles Kostbare unverweilt nach Luzern zu flüchten. Der leicht verletzbare Prälat empfand diese Maßnahme der Vorsicht als beleidigende Vergewaltigung, denn er hegte keine Hoffnung, «das Geflüchtete je wieder zu sehen»<sup>25</sup>. Er war auch empört, daß Luzern mit Frankreich um Frieden verhandelte, während die französische Armee auf Bern zu marschierte, und daß er daraufhin wegen angeblicher Korrespondenz «mit den Reichsfürsten und Prelaten» im ganzen Lande als «erster Konterrevolutionär» angeprangert wurde<sup>26</sup>. Als der Abt fürchtete, die gereizte Volkswut könnte sich gegen sein Haus und seine Mitbrüder entladen, suchte er sich «in einer öffentlichen Schrift gegen die Erdichtung der Jakobiner» zu rechtfertigen. Trotzdem wurde ihm alles weitere Korrespondieren verboten. Darauf reiste der Abt persönlich nach Luzern, um sich der provisorischen Regierung für so lange als Staatsgefangenen zu übergeben, bis seine Schuld oder Unschuld vor dem ganzen Volke erwiesen sei. Hier verwies man ihn an General Schauenburg, in dessen Hand die Anklageakten seien; der Abt wurde durch einen Offizier und einen Volksrepräsentanten nach St. Urban zurückbegleitet, wo man ihn unter Aufsicht hielt. Ende April wurde Luzern von den alteidgenössisch denkenden innerschweizerischen Kantonen überfallen und geplündert; das veranlaßte den Abt, «das st. urbanische in treue Verwahrung übergebene Gut» zurückzuverlangen. Da dies mit der Erklä-

<sup>25</sup> Seine Furcht war nicht unbegründet, doch hätte der St. Urbaner Klosterschatz wohl kein besseres Schicksal erfahren, wenn er im Kloster geblieben wäre.

<sup>26</sup> Die französische Generalität warf ihm vor, er sei in verschwörerischem Briefwechsel mit den Prelaten von St. Gallen und Einsiedeln, er habe die französischen Truppen im Oberaargau als Räuber bezeichnet, er gedenke die Hab schaften und Kostbarkeiten der Abtei wegzuschaffen und in Sicherheit zu bringen. Darum wurden die Güter St. Urbans am 12. April inventarisiert. Keiner der Konventualen durfte das Kloster verlassen. Am 10. Mai wurde alles Kloster gut als luzernisches Nationalgut unter Sequester gelegt und was sich an Wertschriften und Kostbarkeiten seit anfangs März zur Sicherheit in Luzern befand, unter französisches Siegel gebracht (Akten 29/98 C).

rung verweigert wurde, «daß nunmehr der provisorischen Regierung allein und nicht mehr dem Bürger Abt zustehe, St. Urban zu verwalten», entschloß sich der Prälat zu einem öffentlichen Protest durch Flucht, um so seine für das Vaterland und sein Haus «unnütz gewordene Person» dem persönlichen «Haß der Schreckensmänner» zu entziehen. Nicht der Franzosen<sup>27</sup>, sondern der «inwär-tigen Feinde» wegen sei er in die Emigration gegangen. «Einige, die gern gesehen hätten, daß ich mich zu all den Reibereyen willig und duldend stellen möchte, glaubten mir mit dem Kompliment zu schmeicheln, die Regierung hätte die Absicht, mich zum helvetischen Bischof und St. Urban zum Seminarium zu machen. Ich verabscheute den Anschlag, so wie ich die Gefahr neuer Kirchen-Entzweyungen vorsah... Der folgende Tag war der Tag meiner glücklichen Entweichung. Ich nenne sie glücklich, weil ich seither in meiner stillen Einsamkeit eine bessere Ruhe genieße und gesünder bin als je».

Abt Karl Ambros Glutz suchte sich durch die unerwartete Flucht ganz offensichtlich schweren persönlichen Schwierigkeiten und Entscheidungen zu entziehen und endlich jene Ruhe und Geborgenheit wiederzufinden, die er schon durch seine Wahl zum Abt verloren hatte. Hat er dabei als Vorsteher einer von schwersten Schicksals-schlägen betroffenen Gemeinschaft nicht doch zu sehr an sich selbst gedacht und seine Mitbrüder einfach dem weiteren Verlauf der Ereignisse überlassen? Sicher glaubte er in der Not der Stunde das Beste zu tun. Am Tag vor der Flucht schrieb er an die Verwaltungskammer nach Luzern: «Die Verweigerung der Rückgabe der Euch zur Verwahrung anvertrauten Güter St. Urbans und die Behauptung Eueres ausschließlichen Verwaltungsrechtes sind für mich eben so viel als ein Befehl, St. Urban preiszugeben» und veranlassen mich, «das zeitliche Wohl meiner Mitbrüder der Billigkeit und Gerechtigkeit Eures Bürgersinnes auf das angelegenste zu empfehlen». Für das geistliche Wohl sei er getrost, denn der Entzug der Verwaltung werde sie in der Tugend festigen<sup>28</sup>. Hieß dies nicht, das zeitliche Wohl über das geistliche Wohl stellen? Wenn der Entzug der irdischen Güter die Mitbrüder zur Tugend anspornen sollte, galt dann das

<sup>27</sup> General von Schauenburg hatte inzwischen in der Abtei das Hauptquartier aufgeschlagen.

<sup>28</sup> Akten 29/98 C.

selbe nicht auch für ihren Vorsteher. Um das materielle Wohl der Konventualen war es in der Tat während der Revolution nicht schlecht bestellt. General Schauenburg scheint sich sogar persönlich beim helvetischen Direktorium für die Begünstigung St. Urbans verwendet zu haben<sup>29</sup>. Viel schlimmer war es um ihr geistliches Wohl bestellt, und zwar gerade deswegen, weil sie ohne Abt sich selbst überlassen waren.

Abt Ambros erreichte über das st. urbanische Klostergut Herdern im Thurgau badisches Gebiet. Längere Zeit war er Guest des Barons von Riedheim, Domherr zu Eichstätt und Augsburg, auf Schloß Marbach bei Hemmishofen am Untersee. Hier erfreute ihn «die stille, sanfte Einsamkeit des Ortes, der angenehme Ausblick auf den See und die Schweizerberge, die Muße zu persönlichen wissenschaftlichen Arbeiten<sup>30</sup>, der Genuß der Jagdfreuden und die Bequemlichkeit, mit den Seinigen der Nähe wegen in Verbindung zu stehen». Wo er hinkam, soll er den Namen St. Urbans «in Ruhm und Ehren» getroffen haben. Besonders die französischen Emigranten der Gegend zeigten sich sehr erkenntlich, denn der Abt, der «so vielen Tausenden» lieblich geholfen habe, dürfe nun nicht selber darben. Nach einigen Monaten vertrieb ihn der zweite Koalitionskrieg aus seinem angenehmen Asyl. Vor den heranrückenden Truppen zog er über Weiblingen, Ulm, Kaisersheim nach Ellingen bei Weißenburg, wo er im Deutschordenskolleg Unterschlupf fand<sup>31</sup>.

Nach dem Ende des zweiten Koalitionskrieges begann sich in der schweizerischen Innenpolitik eine entscheidende Wende anzubahnen. Schon 1800 war die Entwicklung in die Phase heftiger Auseinandersetzungen zwischen den Verfechtern der revolutionären Errungenschaften und den Anhängern der alten Ordnung getreten. Ein Staatsstreich löste den andern ab. Inzwischen hatte sich der Abt wieder auf das Schloß Marbach zurückgegeben. Er wollte den Lauf der Dinge in seiner Heimat aus der Nähe verfolgen. Hier erreichten ihn im Sommer schlimme Nachrichten aus St. Urban. Innere Zwi-

<sup>29</sup> «Wenn St. Urban minder als die übrigen Stifter leidet, so muß ich es den Franzosen danken» (U, Fasc. Abt Glutz, an den Abt von Salem, 25. Juli 1798).

<sup>30</sup> Er beschäftigte sich vor allem mit dem Problem, wie man anhand der hydroelektrischen Gesetze Quellen auffinden könne (U, Fasc. Abt Glutz, Brief an Haller von Königsfelden, 28. Jan. 1802).

<sup>31</sup> a. a. O., verschiedene undatierte Briefentwürfe aus der Hand des Abtes.

stigkeiten und fast völlige Auflösung der klösterlichen Disziplin bedrohten den Weiterbestand der Gemeinschaft. Die Mitbrüder konnten die Abwesenheit ihres Abtes nicht begreifen und mahnten flehentlich zur Rückkehr, der kein Hindernis von außen mehr im Wege stehe<sup>32</sup>. Der Abt suchte sich zu rechtfertigen. Es fällt auf, wie sehr er dabei vor allem an seine eigene Person dachte. Solange der Streit zwischen den extremen und gemäßigten Elementen nicht zugunsten der «Edelgesinnten» entschieden sei, sei es unklug, wenn «der gehäßte Vorsteher St. Urbans» wieder in seine Abtei zurückkehre. Dann hätte der Konvent, der «im Vergleich zu anderen Ordensgemeinden bisher leidentlich behandelt wurde», nur umso größere Verfolgung zu gewärtigen. Solange seine Person nicht sicher sei, könne sie dem Gotteshaus nur schaden, und Sicherheit für seine Person könne nur der eindeutige Sieg der Gegenrevolution bringen. Und dessen sollten der Prior und Subprior durch Zuspruch und Warnung dem Zerfall der klösterlichen Zucht entgegenwirken. «Wie reut es mich jetzt, zur Zeit meiner Gegenwart hierin nicht alles gethan zu haben, was meine Amtspflicht zu fordern schien!» Die Mitbrüder möchten doch daran denken, daß gerade in solchen Zeiten das Vaterland ein Recht darauf habe, von den Klostergeistlichen alles zu erwarten, was zur Verbesserung der Sitten und zum Wohl der Religion diene<sup>33</sup>. — Aber noch heftigere Vorwürfe über sein Fernbleiben und immer beschwörendere Briefe über die inneren Zustände im Konvent trafen in Marbach ein. Am 15. November 1801 spricht der Abt von einem «entsetzlichen Bericht über die geistliche Lage unseres ehemals noch in Ehren gestandenen St. Urbans», der ihn erschreckt habe. «Machen Sie aber nicht mich allein für diese Schande verantwortlich!». Er möge sich in der Wahl einiger seiner Stellvertreter geirrt haben, die Hauptschuld aber liege bei denen, «die sich von Trägheit, Bequemlichkeitsliebe, von dem ansteckenden Zeitbeispiel und von eigenen Leidenschaften überwinden ließen», aber auch bei denen, «die dem beginnenden Übel nicht gesteuert» hätten. Da müsse er sich allerdings persönlich einen Vorwurf machen, denn das Übel der Disziplinlosigkeit habe schon vor der Revolution um sich gegriffen. Aber wie hätte er damals strenger durchgreifen sollen! Er

<sup>32</sup> a. a. O., der Prior von St. Urban an Abt Glutz, 18. Juli 1801.

<sup>33</sup> a. a. O., Abt Glutz an Prior und Konvent v. St. Urban, 16. Aug. 1801.

habe bei niemand auf Unterstützung hoffen dürfen als «das Gift der Freiheit» jede Autorität zu untergraben begann. Habe er sich doch bei aller Nachsicht und Schonung, mit denen er zu Werke gegangen sei, trotzdem bei einigen unglücklichen Mitbrüdern «den häßlichen Namen eines Wüterichs und Tyrannen zugezogen». Man möge ihm daher keinen Vorwurf machen wegen seiner Flucht, da es doch mehr als wahrscheinlich sei, daß seine «verhaßte Gegenwart» dem Ärgernis nicht nur nicht gewehrt, sondern die Auflösung noch beschleunigt hätte<sup>34</sup>. Der Abt ermahnte den Prior, den geistlichen Zerfall des Hauses unverzüglich der in Luzern bestellten Obrigkeit zu melden, wenn das Ärgernis wirklich schon «laut genug geworden sei». Zur Zurechtweisung der Fehlerhaften und Wiedereinführung des Guten müsse die weltliche Hilfe angerufen werden, ohne welche bei jetziger Zeit nichts Gutes erzielt werden könne. «Wenn das geistliche Übel auf das Größte gekommen ist, so liegt es selbst in den geistlichen Rechten, daß der weltliche Arm imploriert wird». Die Größe des Übels erfordere eine außerordentliche Maßregel<sup>35</sup>.

Der Herbst 1801 brachte eine plötzliche Wendung in der innenpolitischen Lage der Schweiz. Der dritte Staatsstreich vom 28. Oktober brachte die Altgesinnten ans Ruder. Durch Dekret vom 19. November wurde den Emigranten, die die Schweiz ohne gehörigen Paß verlassen hatten, die Erlaubnis erteilt, wieder in die Schweiz zurückzukehren. Am 27. Januar 1802 wurde auch die Verfügung annuliert, welche die Klöster zum Nationaleigentum erklärt hatte. Abt Ambros stand in engem Kontakt mit dem Schwyz Aloys Reding, dem Führer der Reaktion. Aber noch dachte er nicht an eine Rückkehr, von der er nichts als «Elend und Abhärmung» für seine Person und für St. Urban keinen wahren Nutzen erwartete<sup>36</sup>. Ein einziger Grund hätte ihn zur Umkehr veranlassen können: «das Geheiß der Ehre», in die politische Arena zu treten und «die rechtschaffenen Männer, die jetzt mit den gestürzten Parteien zu fechten

<sup>34</sup> Diese Stelle scheint mir zur Erhellung der Hintergründe der Flucht des Abtes sehr wichtig. Allem Anschein nach waren es nicht in erster Linie die äußereren Umstände, die ihn aus seiner Abtei wegtrieben, sondern auch schwere innere Spannungen im Konvent selbst.

<sup>35</sup> a. a. O., Abt Glutz an Prior und Konvent, 15. Nov. 1801.

<sup>36</sup> a. a. O., Abt Glutz an die Aebtissin von Klosterwald, 19. Dez. 1801.

haben, in ihrem Kampf zu unterstützen». Von der Not St. Urbans ist nicht die Rede<sup>37</sup>.

Ende Januar 1802 hielt sich Abt Glutz wieder in der Schweiz auf. Von Solothurn aus, wo sein Bruder als eines der Häupter der Altgesinnten großen Einfluß hatte, wollte er mit seinen «Freunden» in Bern Kontakt aufnehmen, bevor er in St. Urban erschien<sup>38</sup>. Mitte Februar teilte er Finanzminister Dolder in Bern mit, die Absicht, den geistlichen Stiften den Besitz ihres Eigentums zurückzustellen, lasse ihn hoffen, in St. Urban wieder nützlich werden zu können<sup>39a</sup>. Seine Rückkehr setze aber voraus, «daß dem Abt als Vorsteher des Hauses auch die Verwaltung der Oekonomie wiederum zuerkannt werde». Auch forderte er das Recht zurück, als Hausvater nicht nur über seine Ordensgenossen, sondern auch über seine ehemaligen Beamten und Bediensteten zu verfügen<sup>39</sup>. Vom Fürstbischof von Konstanz und seinem Generalvikar Wessenberg angeregt, dachte Abt Glutz daran, durch zeitgemäße Reformen — ohne dem ursprünglichen Stiftungszweck untreu zu werden — «dem Vaterland ein wahres und gefälliges Opfer darzubringen». Insbesondere scheint sein Entwurf zu einer Neugestaltung der theologischen Studien in den Klöstern<sup>40</sup> die Zustimmung des Fürstbischofs gefunden zu haben. Auch die Notwendigkeit der Novizenaufnahme legte er Minister Dolder dar<sup>41</sup>. In Bern versprach man Abt Glutz alles zu tun, damit sein Aufenthalt in St. Urban angenehm werde. Die föderalistische Regierung, die durch den dritten Statsstreich ans Ruder gekommen

<sup>37</sup> a. a. O., undatierter Entwurf zu einem Brief an einen Herrn «Oberamtmann». — Auf die diplomatischen Erfolge Wessenbergs in der schweizerischen Klosterfrage anspielend, schrieb Abt Glutz an den Bischof von Konstanz: «die Wahrheit, zur Zeit gesagt und gemäß dem Zeitbegriffe, ist der Sieg, womit die Welt besiegt wird, und Weisheit und Klugheit ist auch ein Teil des Evangeliums» (a. a. O., 22. Dez. 1801). Leider hat Abt Karl Ambros in seinem Leben selten nach diesem Grundsatz gehandelt; er hätte sich und seinem Kloster damit viel Unannehmlichkeiten ersparen können.

<sup>38</sup> a. a. O., Brief an Haller von Königsfelden, 28. Jan. 1802.

<sup>38a</sup> Als ob die «Nützlichkeit» eines Abtes für seinen Konvent vor allem vom Besitz des Klostereigentums abhängig gewesen wäre!

<sup>39</sup> a. a. O., an Finanzminister Dolder, 17. Febr. 1802.

<sup>40</sup> Cod. 753b.

<sup>41</sup> U, FASC. Abt Glutz, an den Abt von Wettingen, gedr. Schweizerische Kirchenzeitung 1908, 237 (Anmerkung 3).

war, betrachtete seine Rückkehr als «Gewinn für das Vaterland», da er durch seine Talente ebenso achtenswert sei wie durch seine Würde. Dolder machte ihn aber darauf aufmerksam, daß eine «wesentliche Abänderung der Klosterverwaltung» einstweilen nicht in Frage kommen könne; er müsse sich mit der Leitung der inneren Angelegenheiten begnügen, die seit dem 1. Januar 1801 bereits wieder dem Konvent übertragen sei<sup>42</sup>. Der helvetische Finanzminister versprach ihm aber, den Klosterverwalter anzuweisen, in allen wichtigen Fragen seinen Rat einzuhören. Er bat den etwas allzu anspruchsvollen und ungeduldigen Prälaten zu bedenken, «daß Ausnahmen, welche wirkliche Einbrüche des Gesetzes wären, andern sehr würdigen Äbten, die in den mißlichen Zeiten die harten Schicksale ihres Vaterlandes getheilt haben, schmerzlich fallen müßten»<sup>43</sup>. Abt Glutz mochte aus dieser Stelle einen Vorwurf an seine persönliche Adresse herauslesen.

Am 6. März erteilte Finanzrat Dolder an Verwalter Schnyder in St. Urban den Auftrag, die äbtliche Wohnung bereit zu machen und alles vorzubereiten, damit der Prälat, «zwar ohne auffallendes äußeres Gepräng, aber mit der Würde, die ihm als Vorsteher des Klosters und Mann von ausgezeichnetem Talent gebührt», zu empfangen. Die innere Administration gehe nun in die Hände des Abtes über. Im übrigen möge Verwalter Schnyder als Beamter des Staates in seinem Amte «zwar bescheiden, aber gesetzlich und pflichtmäßig» fortfahren und dafür besorgt sein, daß der Abt gegen «keine von der Ver-

<sup>42</sup> Auf Verwenden von Klosterverwalter Schnyder war Großkeller P. Friedrich Pfluger ab 1. Januar 1801 mit der inneren Oekonomie des Klosters betraut worden. Im Schreiben der Domänenverwaltung in Bern an den Konvent hieß es: «Obschon die Auswanderung und das Betragen Ihres Abtes, den noch keine Mäßigung der Regierung vermögen konnte, von dem traurigen Ruhme abzustehen, ein Feind seines Vaterlandes zu heißen, ein Hindernis jeder begünstigenden Maßnahme seyn sollte, obschon auch das eint oder andere Mitglied durch ungeziemende Ausdrücke, unruhiges Betragen und zweydeutige Verhältnisse mit dem Ausland das mögliche gethan hat, das Wohlwollen der Regierung von Ihnen abzulehnen, so hat das Finanz Ministerium auf dringendes Bitten Ihres Bürger Verwalters und in Hinsicht auf die vortheilhaften Zeugnisse, die der Mehrheit Ihres Convents zu statten kommen, beschlossen, einen Versuch zu machen, den der Bürger Verwalter Ihnen zu eröffnen beauftragt wird...» (Cod. 509, 267 f, 270).

<sup>43</sup> U, Fasc. Abt Glutz, Staatsrat Dolder an Abt Glutz, 21. Febr. 1802.

waltung abhangende Person ein gegründetes Mißvergnügen bezeigten könne». Das Geistliche und Disziplinarische unterstehe ganz dem Abt unter dem direkten Schutz der Regierung. Da habe sich der Verwalter in keiner Weise einzumischen<sup>44</sup>. Abt Karl Ambros schwiebte zwischen Genugtuung und Unbehagen. Im Grunde seines Wesens war er zu stolz und zu selbstbewußt, in sein Gotteshaus zurückzukehren, ohne auch sofort dessen alleiniger Gebieter und Herr zu sein. Er schrieb an den Abt von Petershausen, daß er in Bern außerordentlich freundlich empfangen worden sei. Man scheine ihn zu gewissen Zwecken brauchen zu wollen, die vielleicht vom Interesse der Kirche verschieden seien. Seine Aufgabe sei es nun, solchen Nebenabsichten entgegenzuwirken. Der Erfolg sei zwar zweifelhaft, da er es «mit Gelehrten der reformierten Religion zu thun bekomme», die ihm an Wissen weit überlegen seien. Nie hätte er so sehr gewünscht, den Ruhm der Gelehrtheit zu besitzen, «der ein günstiges Vorurtheil für seine Aufgabe schaffen» könnte. Seine Hoffnung sei Staatsrat Anderwert, ein Vetter des Abtes von Petershausen, «dessen religiöser und rechtschaffener Charakter» es nicht zulassen werde, daß er sich in ein Labyrinth verirre<sup>45</sup>.

Am 18. März 1802 wurde Abt Karl Ambros mit allen Ehren in seinem Konvent empfangen. Aber er kam sich als «armer Wicht» vor «unter der Macht der weltlichen Verwaltungskammer» und eines Ministers, der «mit Höflichkeit seinen Einfluß zu behaupten» wußte und «unter der Willkür» seines «cydevant Kanzlers, dessen Entschuldigungen in dem Druck der Zeit» lägen<sup>46</sup>. Der ganz in der vorrevolutionären Denkweise verhaftete Prälat konnte sich so wenig als je in die neuen Verhältnisse fügen. Am 17. April wurde die altgesinnte föderalistische Regierung von einem neuen Staatsstreich weggefegt. Der Abt sehnte sich nach den vollen Fleischtöpfen Aegyptens

<sup>44</sup> «Die Gesinnungen, welche mir der Abt sowohl über seine Anhänglichkeit an die helvetische Republik als auch in Rücksicht Ihrer an Tag gelegt hat, ... lassen mich hoffen, nie andere als vergnügliche Nachrichten von Ihrer Harmonie und von dem ganzen ökonomischen Zustand dieses wichtigen Gotteshauses zu vernehmen» (a. a. O., Finanzrat Dolder an Verwalter Schnyder, 6. März 1802).

<sup>45</sup> a. a. O., undaterter Brief von Abt Glutz an einen Reichsprälaten (Abt von Petershausen), wohl kurz vor seiner Rückkehr nach St. Urban am 18. März 1802.

<sup>46</sup> a. a. O., Abt Glutz an den Küchenmeister von Petershausen, 5. April 1802.

zurück. Er habe sich von gutgesinnten Regierungsmännern aufs Ge-  
ratewohl bereden lassen, in seine Abtei zurückzukehren. Nun, da  
sein Land immer noch nicht aus den Parteikämpfen herausgekom-  
men sei, denke er voll Bedauern «an die zufriedenen Studien», die er  
noch vor einem Jahre weit von der Heimat in Ellingen genossen ha-  
be und die er jetzt vergebens zurückwünsche. Sein Heimweh nach  
dieser schönen Zeit vertraute er einer Ode an<sup>47</sup>. Bald überwarf sich  
der Prälat mit Verwalter Schnyder, weil ihn alles, was seit seiner  
Emigration «aus Drang der Zeit und Umstände» in der Verwaltung  
St. Urbans geschehen war, mit Ekel erfüllte. Bitter beklagte sich der  
Verwalter über die «griechische Aufrichtigkeit» hinter der sich nicht  
nur in Verwaltungssachen, sondern auch in vielen anderen Dingen  
das wahre Gesicht des Abtes verstecke<sup>48</sup>. Am 19. Juni 1802 schrieb  
der unglückliche Prälat an seinen Gönner Baron von Riedheim, der  
ihn so lange auf seinem Schloß Marbach am Untersee beherbergt  
hatte, die Reding'sche Regierung habe ihn gegen seinen Willen wie-  
der in sein Vaterland «hineinzulotsen» verstanden. Nur um bei der  
aristokratischen Partei kein Mißtrauen zu erwecken, habe er «gleich-  
sam wider eigene Ahnungen» nachgegeben und sei von Marbach und  
Konstanz, wo er bessere Zeiten hätte abwarten wollen, nach dem  
nahen Herdern gezogen. Da seien bald «diplomatische Anträge» ge-  
folgt «und so ward ich, weiß nicht wie, erstlich nach Solothurn, dann  
nach Bern, von da nach Luzern und endlich nach St. Urban selbst  
versetzt». Der Abt fürchtete, die Franzosen, denen das Land wieder  
mehr denn je ausgeliefert sei, könnten eines Tages die aristokratische  
Partei durch ihre Fusion mit den Patrioten schwächen. Er hätte ge-  
wünscht, wieder auf Schloß Marbach zu sein, um da in einem Winkel  
seine «bessere Muße» zu verbringen. Doch er sei gefangen und könne  
nicht entrinnen. Einigen Trost fand der Prälat in seinen privaten  
Liebhabereien. So übersandte er dem Fürsten von Eichstätt seine  
Sammlung von acht- oder neuhundert Schweizerpflanzen, die er für  
sein Naturalienkabinett hatte trocknen lassen<sup>49</sup>.

Zur Zeit der Helvetik lebten auch die St. Urbaner Landschul-  
lehrerkurse wieder auf. Der politische Sturm von 1798 wirkte erfri-

<sup>47</sup> a. a. O., an den Commandeur von Hettersdorf in Ellingen, 23. Apr. 1802.

<sup>48</sup> Akten 29/91 B, 16. Mai 1802.

<sup>49</sup> U, Fasc. Abt Glutz, an Baron von Riedheim, 19. Juni 1802.

schend auf das kulturelle Leben der Schweiz. Der vorrevolutionäre Staat hatte die «Kulturpolitik» privater Initiative, besonders kirchlichen Institutionen überlassen. Vor 1798 betrachtete man die Volkschule in erster Linie als sittlich-religiöse Bildungsanstalt zu Erziehung guter Christen und gehorsamer Untertanen. Zur Zeit der Helvetik traten nun auch die pädagogischen Fragen ins Blickfeld des öffentlichen Interesses; das Unterrichtswesen wurde zur Staatssache erhoben<sup>50</sup>. «Die Helvetik schien die Nothwendigkeit tief zu fühlen, dem Volke, welches größtenteils weder schreiben noch lesen konnte, durch gute Schulen aufzuhelfen, wenn es je das ihm eingeräumte Recht, an der Regierung des Staates Theil zu nehmen und öffentliche Ämter zu bekleiden, behaupten wollte». Die Verbesserung des Schulwesens wurde mit einem «unbeschreiblichen Enthusiasmus» an die Hand genommen<sup>51</sup>. Unter dem initiativen Minister der Künste und Wissenschaften, Philipp Albert Stapfer, zeitigte die Helvetik auf dem Gebiete des Schulwesens «einen wahren Hochflug von Reformgedanken»<sup>52</sup>. Schon anfangs Dezember 1798 wandte Minister Stapfer sein Interesse der Abtei St. Urban zu, die sich schon vor der Revolution um die Volksschullehrerbildung, um Aufklärung und öffentlichen Unterricht verdient gemacht hatte. Er gab der Hoffnung Ausdruck, P. Nivard Krauer, der ehemalige Direktor der Landschullehrerkurse, werde seine patriotischen Bemühungen wieder aufnehmen und auch andere seiner Mitbrüder zu gemeinnütziger Tätigkeit anregen. Krauer erhielt die Erlaubnis, auf Kosten der Nation alle jene Bücher anzuschaffen, die ihm zu seinen pädagogischen Studien nötig seien<sup>53</sup>. Gleichzeitig schlug Stapfer dem Luzerner Erziehungsamt die Wiedereinführung der St. Urbaner Lehrerbildungskurse vor; die Kosten sollte die Klosterverwaltung übernehmen<sup>54</sup>. Mit der Leitung wurde «der uneigennützigste Landschulfreund» P. Nivard

<sup>50</sup> A. Hug, 103 ff.

<sup>51</sup> P. Urs Viktor Brunner, Über den Umfang, Fortgang und wirklichen Zustand des Landschulwesens im Kanton Luzern, mit besonderer Rücksicht auf die diesfälligen Arbeiten des Gotteshauses St. Urban. KSB 1887, 269—286, hier 274, Cist. Chr. 27 (1915), 139.

<sup>52</sup> A. Hug, 104.

<sup>53</sup> Akten 29/91 B, Schreiben Stapfers an die Verwaltungskammer des Kanton Luzern, 5. Dez. 1798.

<sup>54</sup> Akten 24/130 C.

Krauer betraut, der leider schon am 8. September 1799 im Alter von erst 51 Jahren starb. Sein Nachfolger wurde P. Urs Viktor Brunner aus Balsthal, ein großer Idealist, der schon unter P. Krauer als Hilfslehrer wertvolle Dienste geleistet hatte.

Von den drei für 1799 geplanten Kursen konnte wegen der kriegerischen Ereignisse, die sich in diesem Jahre in der Schweiz abspielten, nur einer durchgeführt werden<sup>55</sup>. 1800 fand überhaupt kein Kurs statt, da die Räumlichkeiten durch militärische Einquartierungen besetzt waren. 1801 setzte sich der Luzerner Stadtpfarrer Thaddäus Müller für die Wiedereinführung der Normalkurse ein<sup>56</sup>. P. Urs Viktor Brunner begab sich sogar für einige Zeit nach Burgdorf, «um die Pestalozzische Lehrart zu beobachten und dann nach Thunlichkeit die Vortheile derselben auch den Schulen des Kantons Luzern zu verschaffen»<sup>57</sup>. Inzwischen war 1802 auch Abt Karl Ambros Glutz wieder in sein Kloster zurückgekehrt. Auf ein erziehungs- und regierungsrätliches Ansuchen hin gab er die Erlaubnis zu einem dritten Kurs, dessen Erfolg nach Aussage von P. Brunner durch die «Gegenrevolution» beeinträchtigt wurde<sup>58</sup>. Im Kursbericht von 1802 schreibt P. Brunner, jene Kreise, die an der Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge arbeiten, würden bestimmt auch den Schulen «den Herzstoß» geben «und jede bessere Einrichtung zur Bil-

<sup>55</sup> Die 26 Kandidaten waren «unpartheyisch und gut» ausgewählt, «daß man sich schmeicheln durfte, den Kern des Landes zu haben, mit dem man in kurzer Zeit das Unmögliche hätte leisten können» (*Brunner*, Zustand des Landschulwesens, 274).

<sup>56</sup> Stadtpfarrer Müller war wie Wessenberg ein Förderer des Schulwesens und der Aufklärung. Es war sogar die Rede, in St. Urban eine helvetische Zentralerziehungsanstalt für Volksschullehrer zu errichten (*Brunner*, 175; Akten 24/130 C; P. Urs Viktor Brunner an Thaddäus Müller, 31. März 1801).

<sup>57</sup> *Brunner*, 275 f.

<sup>58</sup> Es handelt sich um den allgemeinen Aufstand gegen die helvetische Zentralregierung, der ausbrach, als Napoleon im Juni 1802 die französischen Besatzungstruppen aus der Schweiz zurückzog. Der Versuch von General Andermatt, die Revolte militärisch niederzuschlagen, mißlang. Die helvetische Regierung floh am 19. September von Bern nach Lausanne. Während ringsum alles in Aufruhr stand, bildete Luzern noch eine Zeitlang eine helvetische Insel, bis sich auch hier das Landvolk gegen die Stadt erhob und mit den inneren Orten gemeinsame Sache machte. Dieser Aufstand ist wegen der schlechten Bewaffnung der Insurgenten als «Stecklikrieg» in die Geschichte eingegangen. (*Ernst Gagliardi*, Geschichte der Schweiz 3, 1164 ff; *K. Pfyffer* 2, 101—128).

dung des Landvolkes wieder ins Grab» legen<sup>59</sup>. Viele Pfarrer und Gemeindevorsteher hätten ihre Lehramtskandidaten mit dem Verdeuten wieder heimgerufen, «daß man hiefüran nicht mehr so geschickte und kostspielige Schulmeister brauche und die Sache wiederum beym Alten werde bewenden lassen»<sup>60</sup>. Am vierten Kurs von 1804, der wiederum auf die Initiative des Erziehungsrates eröffnet wurde, rügte P. Brunner die heterogene Zusammensetzung der Kandidaten<sup>61</sup>. Auch 1805 ließ sich Abt Glutz auf eine Zuschrift des Kleinen Rates hin nochmals dazu bewegen, ein «Seminarium» durchzuführen. Als aber nur ein Drittel der Einberufenen erschien, ergriff der Abt den Anlaß, um der Regierung seinen ausdrücklichen Wunsch bekannt zu geben, daß keine weiteren Kurse mehr in St. Urban abgehalten werden sollten. Dagegen anerbte sich der Prälat, zur Errichtung besserer und bequemerer Straßen mitzuwirken und machte den Vorschlag, die Straßen von St. Urban nach Zell und von Pfaffnau nach Langenthal auszubauen<sup>62</sup>.

P. Urs Viktor Brunner war bitter enttäuscht über das Ergebnis seiner Anstrengungen. 129 Jünglinge hatten zwar seit 1799 die Kurse in St. Urban besucht. Tausende im Kanton hätten durch sie lesen, schreiben und rechnen gelernt, und was noch viel wertvoller sei: auch die «Moralität» habe viel gewonnen. Menschen beiderlei Geschlechtes seien nicht mehr «so roh, steif, unartig, gefühllos und bigottisch» als sie vorher waren. Aber die hoffnungsvollen Lehrer, die aus der St. Urbaner Schule hervorgegangen seien, würden nicht genügend unterstützt. Die Regierung habe wohl einige zweckmäßige Gesetze und der Erziehungsrat nützliche Vorschriften erlassen, aber es fehle an deren Vollziehung. Schulhäuser gebe es noch fast keine im Land, auch den gesetzlichen kleinen Lohn erhielten die Lehrer nur unter großen Schwierigkeiten. Oft müßten sie so lange darum markten, daß manche lieber den Beruf aufgeben. In einigen Schulen

<sup>59</sup> Akten 24/130 C, 28. Nov. 1802.

<sup>60</sup> Brunner, Zustand des Landschulwesens, 277.

<sup>61</sup> a. a. O., 278.

<sup>62</sup> Akten 24/130 C, Auszug aus dem Verhandlungsprotokoll des Kleinen Rates, 23. Mai 1806. — 1806 und 1807 wurden vom St. Urbaner Konventualen P. Gabriel Leupi noch zwei Lehrerbildungskurse im solothurnischen Deitingen, einer Patronatspfarrei von St. Urban, durchgeführt (U, Fasc. Kt. Solothurn, Gemeinden).

fehlten ein Viertel, in anderen ein Drittel oder gar die Hälfte der pflichtigen Kinder. Viele Geistliche versäumten ihre Pflichten als Schulinspektoren. Sie besuchten «des Jahres kaum einmahl die Schule», um dabei «den Bauern vielleicht noch gar leise ins Ohr zu sagen, daß (Schulen) für den Landmann zu nichts taugen und daß sie mehr zu seiner Verschlimmerung als zur Beförderung seines geistlichen und zeitlichen Glückes dienen». Dementsprechend sei denn auch die Stimmung im Volke schlecht. «So lang nicht die Halsstarrigkeit der Gemeinden mit wogenbrechender Kraft bezwungen und den Schulmeistern mehr Ansehen verschafft» werde, seien alle Anstrengungen vergebens. Ohne Zwangsmittel würden bald alle Schulen wieder eingehen. Da und dort hätten sich gegen den Geist St. Urbans sogar «wilde Ausbrüche» abgespielt. Bücher, die die Lehrer aus St. Urban mitgebracht, seien vor der Schuleröffnung «in die Censur genommen» und sogar als ketzerisch «im Angesichte des Lehrers und der Kinder zerrissen oder ins Feuer geworfen» worden. Die Lehrer selbst seien verketzert worden. Man sage laut, bald würden diese «naseweisen Stutzer» selbst die Pfarrer ersetzen. Man dürfe sich nicht wundern, wenn sich St. Urban nicht mehr weiter mit der Lehrerbildung befassen wolle, denn es habe keine Aufmunterung erhalten, seine Arbeit fortzusetzen. Sieben Jahre schon lasse man das Kloster im schwebenden Zustand zwischen Leben und Tod verharren. Man möge ihnen doch einmal klar und bestimmt sagen, ob man die Religiosen als unnütze Glieder der Gesellschaft betrachte und die Abtei zur Aufhebung reif erachte. P. Brunner spricht der Mehrheit des Luzerner Volkes jegliches Gefühl der Dankbarkeit ab und wirft ihm «niedrigen Eigennutz» vor. Er ist erbost über solche «Halbmenschen», die sich einbildeten, das Gotteshaus müsse überhaupt froh sein, wenn sie sich zu «vernünftigen Wesen» bilden ließen. Sie seien nur dann bereit, ihre Kinder zur Schule zu schicken, wenn man ihnen täglich so viel zahle, als die Kinder zu Hause verdienen könnten. Für einen solch «rohen und undankbaren Pöbel» lohne es sich nicht weiterzuwirken<sup>63</sup>.

<sup>63</sup> Brunner, 283—285.

Diese Klagen über die Schuleindlichkeit auf dem Lande decken sich mit den Äußerungen mancher Schulinspektoren. So schrieb Pfarrer Schallbretter aus Großdietwil an den Erziehungsrat: «Dem Bauer ist sogar ein Malter Kartoffeln

Man begreift den Unmut von P. Urs Viktor Brunner. Wer seinen realistischen Lagebericht genauer liest, muß aber zur Überzeugung kommen, daß er nicht nur über Regierung und Volk von Luzern enttäuscht war, sondern auch über seinen Abt, denn es war für die weitere Geschichte St. Urbans nicht ohne Bedeutung, daß es zu einem Zeitpunkt, wo man sich laut über mangelnde Gemeinnützigkeit der Klöster beklagte, nicht allen Schwierigkeiten zum Trotz die Lehrerbildungskurse dennoch aufrecht erhielt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese «Seminarien» — eine Frucht der verhaßten Helvetik — Abt Glutz ein Dorn im Auge waren, so daß er nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sie endgültig loszuwerden. Aus der Darstellung von P. Brunner geht hervor, daß die Initiative zur Durchführung dieser alljährlichen Kurse von außen kam; der Abt spielte dabei eine fast ausschließlich passive Rolle. Er konnte und wollte sich nicht gerade widersetzen, aber Begeisterung für das undankbare Werk der Lehrerbildung zeigte er keine<sup>64</sup>. Seine Weigerung, die Kurse weiterhin in St. Urban zu beherbergen, muß als politischer Fehlentschluß gewertet werden<sup>65</sup>.

1807 wurde das Seminar in der Kaplanei Ruswil neu errichtet. Da der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach, wurde es schon im Jahr darauf nach Willisau verlegt, bis es 1810 für drei Jahrzehnte im ehemaligen Ursulinenkloster Luzern eine Entwicklungsfähige Heimstätte fand.

als Schullohn zu viel, weil er damit ein Schwein mästen könnte. Erkrankt ihm eine Kuh oder ein Kalb, so scheuen sie keine Kosten noch Mühen und suchen Hilfe bey allem Erschaffenen und Unerschaffenen, von Gott bis zum Teufel selbst hinab; aber wenn es um Bildung und Versittlichung ihrer Kinder zu thun ist, die sie nur wie ihr Vieh allein zur Arbeit einspannen wollen, so fehlt es ihnen an allen Ecken. Jedoch nulla regula sine exceptione!» (Akten 24/160, 26. Dez. 1802).

<sup>64</sup> Vgl. auch Akten 24/130 C, wo von einer «besonderen Abneigung des Abtes» gegen den ferneren Fortbestand des Seminars in St. Urban die Rede ist.

<sup>65</sup> Diese Ansicht vertrat auch der St. Urbaner Konventuale P. Augustin Arnold in einem geschichtlichen Überblick über das Schulwesen des Kantons Luzern an einer Lehrerkonferenz von 1830 (Lehrerbibliothek der Stadt Luzern 135, Volksschule). Auf diesen Aufsatz wurde ich von alt Rektor Dr. Fritz Blaser aufmerksam gemacht.